

darf der Traktat als gelungene Gesellschaftskritik verstanden werden. Auch wenn er in seiner Diagnose kein Blatt vor den Mund nimmt, so rechnet er mit den neuen Technologien nicht nur ab, sondern verweist diese durchaus konstruktiv in ihre Schranken. Er gesteht ihnen zu, dass sie wertvoll sind; doch sobald sie eine Alleinherrschaft antreten – und das sei heute der Fall –, dann stehe nichts weniger als die Zukunft der Menschheit auf dem Spiel. Weil der Mensch aber nicht auf eine Seinsweise festgelegt werden dürfe, schlägt er eine „Verwindung“ (Heidegger) vor. Ob dies gelinge, hänge wesentlich von der Ethik und ihrer gesamtgesellschaftlichen Rolle ab. Mit ihr geht er hart ins Gericht und fordert, dass sie nicht nur reaktiv sein dürfe, sondern den absoluten Anspruch der Körpertechnologien einzudämmen habe. Auch wenn die Versprechen der Körpertechnologien in einem ehrenwerten Kleid daherkommen, darf nicht übersehen werden, dass die dahinter stehende Botschaft subversiver Art ist, weil sie zu einer Missachtung des Humanen führt. Der ausschließliche Körper kann nicht der ganze Mensch sein! Denn der Mensch ist mehr als eine Maschine, dessen Mechanismus einwandfrei zu funktionieren hat. So ist er denn auch nicht Körpermaterial, sondern ein Wesen, das aus Leib und Seele besteht. Dies aber impliziert, dass man ihm nicht nur Medikamente verschreibt, sondern sich ihm und seinen Problemen helfend zuwendet. Weil aber das Einüben der Auffassung des Menschen als Körper (*res extensa*) schleichend und unspektakulär vor sich geht, ist Achtsamkeit geboten. Dazu sensibilisiert Seubold und plädiert für ein Eingestehen und Akzeptieren der eigenen Unvollkommenheit.

M. VONARBURG

## 2. Biblische und Historische Theologie

BAUMERT, NORBERT, *Mit dem Rücken zur Wand*. Übersetzung und Auslegung des zweiten Korintherbriefes. Würzburg: Echter 2008. 384 S., ISBN 978-3-429-02974-6.

Der zweite Brief des Paulus an die Korinther vermittelt pastorale Erfahrungen und Schwierigkeiten, die immer aktuell sind. Eine meditative Lektüre dieses Briefes darf man deshalb auch heutigen Seelsorgern empfehlen. Die vorliegende Übersetzung und Auslegung von N. Baumert (= B.) ist dafür prinzipiell geeignet, obwohl dieser durch philologische Akribie und exegetisches Fachwissen die Lektüre nicht gerade leicht macht. B. ist emeritierter Professor für neutestamentliche Exegese der Philosophisch-Theologischen Hochschule Sankt Georgen in Frankfurt am Main und promovierte an der FU Berlin bei einem Fachmann für Koine und byzantinisches Griechisch. Außerdem leitete er den „Frankfurter Pauluskreis“, in dem bereits mehrere einschlägige Monographien entstanden sind. Trotz mancher Vorschläge, die vielleicht fragwürdig erscheinen, bleibt B.s Entwurf jedenfalls eine Herausforderung. Sprachliche, grammatische und inhaltliche Einzelprobleme gaben den Anstoß, der Sache auf den Grund zu gehen, nicht etwa die fixe Idee, man müsse das bisherige Paulusbild abändern. Eben dies zeigen auch die „Exkurse“ (244–304), die Arbeitsübersetzung (305–355), die „veränderten Gesamtlinien“ (356–358) und die oben genannten Monographien.

Schon im ersten Korintherbrief hatte B. zehn selbstständige „Blöcke“ festgestellt, die vorwiegend seelsorgliche Anliegen behandeln (siehe meine Besprechung in GuL 2008, 468–470). Im zweiten Korintherbrief vermutet er drei ursprünglich selbstständige Briefe, die im Laufe einer recht bewegten Auseinandersetzung geschrieben und schließlich von einem End-Redakteur zusammengefügt wurden. Diese These wird heute so oder ähnlich von vielen vertreten. Es gibt zwar neuerdings wieder verstärkt eine Tendenz, die Einheitlichkeit dieses Briefes zu verteidigen; dieser jedoch kann B. sich nicht anschließen. „Zur Chronologie der Korintherkorrespondenz“ bietet er eine ausführliche Begründung (359–370). Textkritisch geht er auch hier, wie beim ersten Korintherbrief, vom „Papyrus 46“, dem ältesten Textzeugen, aus. Obwohl er in seiner Anordnung des Textes der vorgegebenen kanonischen Form folgt, empfiehlt er eine Lektüre in der von ihm angenommenen ursprünglichen Reihenfolge der ineinander gefügten Briefe. Wesentliche Anliegen und Akzente kommen auf diese Weise noch deutlicher zum Vorschein und lassen sich etwa folgendermaßen beschreiben:

Paulus, der sein Apostolat gegen bestimmte Gegner (die „Pseudoapostel“) werbend verteidigt, lässt wohl durch Timotheus zunächst eine „Apologie“ überbringen (2 Kor 2, 14–7, 3). Er sieht sich in der Rolle eines Gefangenen, der vom Sieger im Triumphzug herumgeführt wird. Aber er empfindet dies nicht als Schmach, sondern als Ehrentitel, so wie er sich bewusst und gern auch als „Sklaven“ und „Gefangenen Christi“ bezeichnet (48). Sein apostolischer Dienst ist von überraschend neuer Art, die er mit dem Mose-Bund vergleicht. Er sucht nach einer griffigen Formulierung und findet sie in der Unterscheidung zwischen „Buchstabe“ und „Geist“. Nicht jedoch das Festhalten am Gesetz verhindert die Bekehrung zu Christus, sondern sein nun geoffenbarter tieferer Sinn bleibe verschlossen, wenn man es nicht im „Geist“ liest (61). Mose konnte mit dem Gesetz Gottes den Sünder nicht gerecht machen, sondern die Sünde nur aufdecken und verurteilen. Wer dabei stehenbleibt und nicht hinzukommend die Botschaft von Christus hört, der bleibt unter der „Hülle“ (68). Paulus weiß um die Qualität seines Dienstes, kennt aber auch die Schwierigkeiten anderer, seine Sendung zu begreifen und zu verstehen. Wegen ihres grundsätzlichen Misstrauens sind die Augen seiner Gegner geblendet. Sie können nicht wahrnehmen, welcher Glanz vom Evangelium ausgeht. Die Herrlichkeit Christi und seiner Apostel ist nämlich von anderer Art als die des Mose: Sie ist in einer „Hoffnungsgestalt“ verborgen. In einer verblüffenden Beweisführung, die elegant auf die Adressaten zugespitzt ist, illustriert Paulus diese Herrlichkeit als Kontrasterfahrung in den Bedrängnissen seines Lebens (80). Durch das tägliche Sterben – an dem sich ja gerade manche Leute stoßen – wird Christus in ihm je neu offenbar. So wie Gott seinen Sohn nicht im Stich ließ, wird er auch keinen im Stich lassen, der mit seinem Sohn stirbt. Es gibt kein Sterben mit Jesus ohne ein Auferstehen mit ihm. Wann wird das geschehen? Die übliche Antwort, die von B. zurückgewiesen wird, lautet: Am Jüngsten Tag. Paulus aber spreche von gegenwärtiger Auferstehung (86). Dafür werden weitere Argumente aus den übrigen Paulusbriefen angekündigt, die hier noch nicht mitgeliefert werden könnten (100). Am Ende der „Apologie“ werden die Adressaten noch einmal zur Versöhnung eingeladen und eindringlich ermahnt. Die Gefahr von Seiten des Bösen darf man nicht unterschätzen. Da dürfe es kein Paktieren mit dem „Gott dieses Äons“ geben (128).

Es folgt der sogenannte „Tränenbrief“ (2 Kor 10, 1–13, 10), der wohl von Titus überbracht und ursprünglich nach der „Apologie“ geschrieben wurde, weil diese offensichtlich nicht die gewünschte Wirkung gehabt hatte. Paulus suchte einen Weg, um die Gemeinde als Ganze zu überzeugen, dass seine Gegner nicht echt seien (170). Er weiß sich beauftragt und ermächtigt, ihre „Festungen, die sich gegen die Erkenntnis Gottes erheben“, zu schleifen. Mit geistlichem Scharfblick sieht er, dass sie auf sich selbst bezogen sind und ihnen gerade das Entscheidende fehlt, nämlich die liebende, demütige Beziehung zu Christus (178). „Sich rühmen“ muss im Herrn gründen. Deshalb steht Paulus vor seinen Gegnern „mit dem Rücken zur Wand“, wie der Titel des Kommentars lautet, aber vor seiner Gemeinde „mit dem Blick nach oben“, was der Titel leider nicht zum Ausdruck bringt. Sein Hauptanliegen ist, dass das Christusbild in seiner Tiefe verstanden wird, letztlich in Kreuz, Tod und Auferstehung (185). So kommt es zur sehr bekannten „Narrenrede“, in der er sich wie ein unvernünftiger Tor „rühmt“. Gleichsam in fünf Strophen entfaltet er die Bereiche, in denen er sich als „Diener Christi“ erweist. Das Besondere ist, dass er keine imponierenden Taten aufzählt, sondern Bedrängnisse, in denen er sich bewährt hat. Der Hinweis auf „persönliche Offenbarungen“ erinnert an die Propheten Israels und ihre Visionen und Entrückungen. Gegenstand des Ruhmes sind dabei nicht menschliche Leistungen, sondern Geschenke, die ein Mensch empfängt, und die für ihn eine Art Ausweis sind (208). Die große Frage, was mit dem „Stachel“ oder „Dorn“ und den „Faustschlägen“ in 2 Kor 12, 7 gemeint sei, wird von B. mit Nachdruck folgendermaßen beantwortet: Ist der „Stachel“ oder „Dorn“ noch eine Metapher, so doch eine Metapher für handfeste körperliche Belästigungen, die dann schließlich als „Faustschläge“ direkt beim Namen genannt werden. Statt den Satan wegzurationalisieren, wie es seit der Aufklärung Mode geworden sei, sollten wir das Zeugnis der Schrift, die Lehre und die Praxis der Kirche ernst nehmen (211). Gott aber umfängt die Angriffe Satans immer nochmals mit einem weiten Gnadenangebot, auch wenn er eine Bedrängnis nicht wegnimmt. Auf die dreimalige Bitte des Paulus in 12, 8 antwortet der Herr: „es genügt dir die Zuwendung von mir“, woraus der Apostel anschließend eine Art Bilanz

zieht: sich unter Schwachheiten rühmen (217). Gleichsam nebenbei erfahren wir zwar, dass Paulus auch unter „Wunder-Zeichen“ verkündet hat. Aber nicht beeindruckende Machttaten allein, sondern ihre Integration in ein gottgemäßes Verhalten kennzeichnen den echten Diener Gottes, der abschließend ein „schonungsloses“ Vorgehen gegen die ihn attackierenden „Pseudoapostel“ androht. Auf diese Weise versucht Paulus die Korinther zu bewegen, ihre eigenen Voraussetzungen zu überprüfen und gegebenenfalls zu ändern (238). Im Grunde wünscht er freilich, dass sie umkehren mögen, aber er sagt es schonend und baut ihnen gleichsam goldene Brücken, damit sie leichter einlenken können und nicht ihr Gesicht verlieren.

Die Korrespondenz endet mit dem „Freudenbrief“ (2 Kor 1, 1–2, 13; 7, 4–9, 15), nachdem die Gemeinde umgekehrt war. Als Mitabsender wird Timotheus genannt, nicht aber Titus, weil er der Bote ist. Die im „Tränenbrief“ spürbare Spannung hat sich gelöst, denn die Korinther haben Paulus angenommen und rehabilitiert. Wenn dieser sich gleich zu Beginn des neuen Briefes auf den „Gott der Erbarmung und des Trostes“ bezieht, dann ist das sehr konkret auf diese „Tröstung“ bezogen (14). Warum wäre es sonst so wichtig, dass die Korinther um seine „Bedrängnis in Asien“ wissen? Dies wird zumindest verständlicher, wenn diese Bedrängnis sie selbst betrifft, also nicht in einem einzelnen äußeren Ereignis besteht. Vielmehr sind seine extreme innere Not und Sorge um die Korinther gemeint, die ihn so belastet haben, „dass wir keinen Ausweg sahen, auch nur zu leben“ (2 Kor 1, 8). Seine Rettung führt er wieder auf das Grundereignis zurück: „Mit Christus sterben und auferstehen“ (21). Trotzdem wirft man ihm immer noch vor, er sei unzuverlässig und wortbrüchig gewesen, da er zunächst einen Kurzbesuch in Korinth angekündigt habe, aber dann doch nicht gekommen sei (28). Paulus betont, dass er nicht nur generell in gottgemäßer Lauterkeit gelebt hat und lebt, sondern auch in dieser konkreten Frage des Besuchstermins verlässlich war (35). Er wolle die Gemeinde mit dem Aufschub des Termins nicht betrüben, sondern habe den schriftlichen Weg gewählt, „damit sie darin seine Liebe erkennen“ (41). Er sei kein Diplomat, aber er bleibe in seiner Direktheit sympathisch: eine transparente Autorität (46). Im weiteren Verlauf des „Freudenbriefes“ werden das Umdenken der Korinther und die Wirkung des vorhergehenden Briefes geschildert, den Titus überbrachte. Danach folgen zwei Kap. über die Kollekte für Jerusalem, in welchen ein Maßstab für das Geben angezeigt wird. „Durch seine Armut reich werden“ kann man nur, wenn man zunächst Christi Armut annimmt, sein eigenes Armsein anerkennt und in die Hände Gottes legt. Paulus bleibt also auf der Ebene der geistlichen Motivation, die durch den Blick auf Christus geläutert und verstärkt wird. Zugleich aber lässt er durch den Kontext die Tür offen, dies alles auf die Spende für Jerusalem anzuwenden (148). Er drückt nicht auf die Tränendrüse, um einen höheren Betrag herauszuschinden, sondern möchte die Adressaten zu einer inneren Freiheit ermutigen (163). Am Schluss der ganzen Korrespondenz dankt er nicht nur für die Kollekte und für die „Einfachheit des Gebens“ der Korinther, sondern sein Dank ist mehr noch eingebettet in den Dank an Gott für ihre Umkehr und für ihre neuerliche Sehnsucht nach ihm (168). Es spricht einiges dafür, auch den Briefschluss 2 Kor 13, 11–13 ursprünglich dem „Freudenbrief“ zuzuweisen (369).

Zweifellos findet man in diesem Kommentar pastoraltheologische Anregungen und Hinweise, die dankbar aufgenommen werden können. Immer wieder zeigt B., dass unsere derzeitige Situation doch nicht so ausweglos-einmalig ist, wie sie oftmals zu sein scheint. Von Paulus kann man apostolische Wege der Verkündigung lernen, die auch in den aktuellen Krisen praktikabel sind. Viele Impulse sind im besten Sinne spirituell ermutigend, auch wenn sie in eher charismatischer Sprache vorgetragen werden, etwa wenn B., um die Situation des Paulus zu veranschaulichen, zuweilen auf heutige Erfahrungen der Gemeinde-Erneuerung zurückgreift. Das mag an manchen Stellen hilfreich sein. Ebenso kann man durchaus zustimmen, dass der Begriff „Eschatologie“ problematisch sei (357). Er wird in zahlreichen exegetischen und systematischen Kommentaren unangemessen verwendet. B. entwirft allerdings eine paulinische Theologie, die weitgehend frei von Parusie- und Endzeitorstellungen ist. Dazu wäre unbedingt zu ergänzen, dass Paulus bei aller Betonung der Christusgegenwart das Erlösungsgeschehen immer auch in der Perspektive der Erwartung zeichnet. B. sollte deshalb so deutlich wie möglich erklären, dass zwischen seiner Auslegung und den Behauptungen der Irrlehrer in

2 Tim 2, 18 („die Auferstehung sei schon geschehen“) ein himmelweiter Unterschied besteht. Geradezu abwegig erscheint mir jedoch der Hinweis auf den Rosenduft beim heiligen Pater Pio, um die Ausstrahlung des Paulus und seine Gabe des Wohlgeruchs zu erläutern, durch die man die göttliche Gegenwart in einem Menschen gleichsam physisch wahrnehmen könne (49). Große Bedenken habe ich auch, wenn B. im Zusammenhang mit der „Apologie“ des Apostels an marianische Erscheinungen vor Kindern erinnert, die in den letzten zweihundert Jahren von Priestern, Theologen und Bischöfen zurückgewiesen wurden (73). Zu diesen Phänomenen gibt es durchaus kritische Kommentare, die beachtet werden sollten (etwa Karl Rahner, Visionen und Prophezeiungen: zur Mystik und Transzendenzerfahrung. Unter Mitarbeit von Th. Baumann ergänzte Auflage. Hrsg. von Josef Sudbrack. Freiburg im Breisgau 1989). Konsultiert werden könnte auch Roland Meynet, der Professor für Exegese des NT an der Theologischen Fakultät der Gregoriana und ein Fachmann für biblische Rhetorik ist.

Außerdem sei angemerkt, dass B. bei seiner Auslegung des zweiten Korintherbriefes die gegenwärtigen Praxiserfordernisse doch nicht genügend berücksichtigt. Vielmehr bietet er eine zwar annähernd allgemeinverständliche Interpretation – jedoch mit einem eindeutigen Schwerpunkt auf philologische Erörterungen. Dies erfordert auch vom geduligen Leser die Bereitschaft, sich auf sehr komplexe und sublimale Argumentationen, Beobachtungen und Beschreibungen einzulassen. Man hat den Eindruck, dass B. die Ergebnisse seiner umfangreichen Forschungen einfach zu schnell zusammengeschrieben hat. Es fehlt die Kunst der Beschränkung, die nicht alles sagt, was man weiß. So geht oftmals Wesentliches in einer Fülle von Einzelbeobachtungen unter. Dennoch darf man hoffen und wünschen, dass dieser Kommentar zahlreichen Lesern zumindest für eine gewisse Zeit ihres Lebens eine Hilfe sein wird. Oder bleibt die Frage offen, an welchen Leserkreis der Autor vor allem gedacht hat?

F. J. STEINMETZ S. J.

HÜBENTHAL, SANDRA, *Transformation und Aktualisierung. Zur Rezeption von Sach 9–14 im Neuen Testament* (Stuttgarter biblische Beiträge; 57). Stuttgart: Verlag Katholisches Bibelwerk 2006. 391 S., ISBN 3-460-00571-8.

Der Obertitel dieser unter der Moderation von Johannes Beutler S. J. an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Sankt Georgen erstellten Dissertation ist Programm: Gute Texte sind unerschöpflich, verbrauchen sich nicht, halten unterschiedlichen Situationen stand und erweisen ihren semantischen Reichtum gerade in mannigfacher „Transformation und Aktualisierung“. Von den Kap. des sog. Deutero- und Trito-Sacharja, Sach 9–11.12–14, mit ihren zahlreichen dunklen, aber auch provokanten Passagen gilt das allemal. Selbst schon Produkt der Fortschreibung älterer Prophetentexte unter neuen zeitgeschichtlichen Umständen, die sich heute kaum mehr eindeutig klären lassen, forderten die Texte auch ihrerseits spätere Leser immer wieder zu Relecture und Applikation heraus, ganz zu schweigen davon, dass sie selbst, wie ihre unterschiedliche hebräische (Masora), griechische (Septuaginta) und aramäische Bezeugung (Prophetentargum) zeigt, nicht unerheblichen Transformationen unterlagen. Ist nun in Sach 12, 10 von einem „Durchbohrten“ die Rede, um den die Einwohner Jerusalems klagen werden (Masora), oder nur von deren übermütigem „Tanzen“ vor Gott (Septuaginta)? Und wer ist dieser „Durchbohrte“? Und wer der geschlagene Hirte und seine zerstreuten Schafe (Sach 13, 7)? Oder ist hier mit der Septuaginta, die kollektiv deutet, von Israels Hirten überhaupt die Rede? Wer ist der Friedenskönig von Sach 9, 9f.? Und schließlich: Welche Anstöße enthält die abschließende Prophetie des Buches von der Aufhebung des Unterschieds von „profan“ und „heilig“ beim alljährlichen gemeinsamen Laubhüttenfest von Juden und Heiden im endzeitlichen Jerusalem (Sach 14, 20f.)? Fragen über Fragen, und man begreift, warum gerade zum Messias Jesus sich bekennende Juden des ersten Jhdts. derart christologisch einladende Passagen rezipierten, wie überhaupt ihr Interesse am ganzen Buch erstaunlich ist. Für ein Dissertationsprojekt, das die Intertextualitätsdebatte der letzten Jahre exegetisch fruchtbar machen will, ist das bislang in dieser Breite noch nicht behandelte Thema „Sacharja im Neuen Testament“ also außerordentlich glücklich gewählt – aber es ist in vielerlei Hinsicht auch gewinnbringend durchgeführt.

In *Teil I* bietet Verf.in zunächst einen höchst informativen Einblick in die jüngere